

Jeder Mensch ist eine eigene Welt. So sagt man ja manchmal. Und ich glaube, da ist durchaus etwas dran.

Jeder von uns hat seine Geschichte, seine Mentalität, seine Kultur und seine Gewohnheiten. Wir wachsen in einer bestimmten Familie und einem sozialen Umfeld auf. Das prägt uns. Mit der Zeit entsteht daraus so etwas wie unsere ganz persönliche Welt.

Natürlich ist diese Welt nicht unveränderlich. Wir machen neue Erfahrungen, lernen andere Menschen kennen, verändern unsere Einstellungen. Und gleichzeitig verändern wir selbst die Welt, in der wir leben und indirekt verändern wir vielleicht auch andere Menschen. Auf alle Fälle verändern wir die Zwischenräume, in denen wir uns begegnen, in denen wir mit einander reden und in denen wir uns absprechen.

Sind wir ehrlich? Sind wir zuverlässig? Sind wir witzig? Sind wir freundlich?

Das hängt nicht selten von diesem Zwischenraum ab und den gestalten Menschen immer miteinander. Diesen Raum nennen wir Kommunikation.

Klar gibt es darin auch immer Tabus, Regeln, an die wir uns halten sollten, aber eigentlich sollte dieser Raum so offen und so frei wie möglich sein.

Das ist die Grundlage der freien Gesellschaft, vor deren Verlust wir uns zurecht immer fürchten sollten.

Doch sollen wir auch nicht immer gleich den Teufel an die Wand malen.

Ich denke was wir vielleicht besser tun sollten, wäre uns die Frage zu stellen:

Wie offen sind wir eigentlich noch für andere Welten? Für andere Lebensformen und Zivilisationen?

Gerade heute, wo uns die technischen Möglichkeiten scheinbar die ganze Welt erschliessen, frage ich mich manchmal, ob wir wirklich offener geworden sind. Oder ob wir nicht vielmehr immer stärker in unserer eigenen kleinen Welt leben.



Wenn unterschiedliche Welten aufeinandertreffen

Ich erlebe das schon in meiner eigenen Familie. Ich lebe seit 2009 in der Schweiz, seit gut 2 Jahren nun hier in Vals, meine Familie lebt in der Stadt, in Deutschland. Wenn wir uns treffen, wie kürzlich wieder einmal ungefähr auf halbem Weg, dann begegnen sich durchaus unterschiedliche Lebenswelten.

Ich versuche, mich hier im Dorf zu integrieren, und habe inzwischen manche Gewohnheiten übernommen. Meine Familie lebt in einem anderen Umfeld und bringt entsprechend andere Erfahrungen mit.

Das finde ich eigentlich schön. Die Herausforderung besteht vielleicht darin, zunächst einmal wahrzunehmen, wie der andere lebt, ohne gleich ein Urteil darüber zu fällen. Das ist nicht immer leicht. Gerade wenn man sich nicht häufig sieht. Dann kann es schon einmal sein, dass da kurz zwei Welten aufeinander krachen. Vor allem in der Familie gehört das eben auch mit dazu. Das ist eben gerade das, was echte Begegnung ausmacht.

Vielleicht war das auch lange Zeit mein persönlicher Fehler, den ich gemacht habe. Wenn ich immer nur Streit und Auseinandersetzung zu vermeiden versuche, dann kommt es zwar nicht zu diesen heftigen und emotionalen Begegnungen wie manchmal bei einem Streit, andrerseits muss ich aber dann auch wenn ich mich ehrlich anschaue beobachten, wie ich und meine Welt damit beginnt, mehr und mehr unterzugehen.

Dabei möchte ich jetzt aber nicht behaupten, dass wir uns in einem ständigen Überlebensmodus für uns, unsere Wahrnehmung und unsere Welt begeben sollten, in jedem Mitmenschen einen Feind sehen, den es zu vernichten gilt. Nein ganz im Gegenteil.

Doch zu sich und seiner Meinung stehen und für seine Art zu Leben zu werben und dafür einzutreten, das ist sogar unserer Pflicht.

Wir sollen Zeugnis geben. Und das passt nicht immer allen.

Wenn wir das tun und von unserem Glauben, von der Liebe, wie sie uns in Jesus gezeigt wurde, überzeugt sind und zu ihr stehen, dann sollen wir durchaus damit rechnen, dass wir auch auf gewisse Gegenreaktionen stossen.

Wahrscheinlich kennen es ja die meisten von uns selbst, wie es ist, wenn wir auf einmal mit jemand konfrontiert sind, bei dem uns schnell klar wird:

So ein guter Mensch! Wie sich diese Grossmutter im Dorf engagiert und Verantwortung übernimmt, wie dieser Urgrossvater sich tag für tag aufmacht und aus dem Haus geht, wie sich dieser Unternehmer einsetzt um in unseren Tagen noch einen mittelständischen Betrieb am Laufen zu halten.

Für mich ist das manchmal eine Art von Demütigung und auch ich reagiere manchmal so, dass ich dann versuche die grosse Welt der anderen, die mir da begegnet, klein zu reden, die Grossen schlecht zu machen und ihnen mit Hass oder gar mit Aggression zu begegnen.

Das ist nicht gut, aber das ist vielleicht menschlich. Es ist eine Sünde, die wir Neid nennen. Als Christen sind wir dazu eingeladen uns darum zu bemühen, sie mehr und mehr aus unserem Leben zu verdammen.

Diese Sünde und auch andere stehen uns oft im Weg, wenn es darum geht, unseren Mitmenschen offen und auf Augenhöhe zu begegnen, Anteil zu bekommen, an der anderen Welt, die ein anderer Mensch, dem ich begegne, mitbringt und etwas von ihm zu lernen.

Man muss ja nicht alles übernehmen. Aber man könnte wenigstens versuchen zu verstehen, weshalb andere Menschen so leben, wie sie leben.

Und wenn wir etwas absolut nicht verstehen oder gar abscheulich finden, dann dürfen wir glaube ich schon einmal auch zurückfragen. Vielleicht wären solche Rückfragen ein ganz guter Ansatzpunkt für gute demokratische Debatten. Gerade aus unserer traditionellen katholischen Ecke heraus:

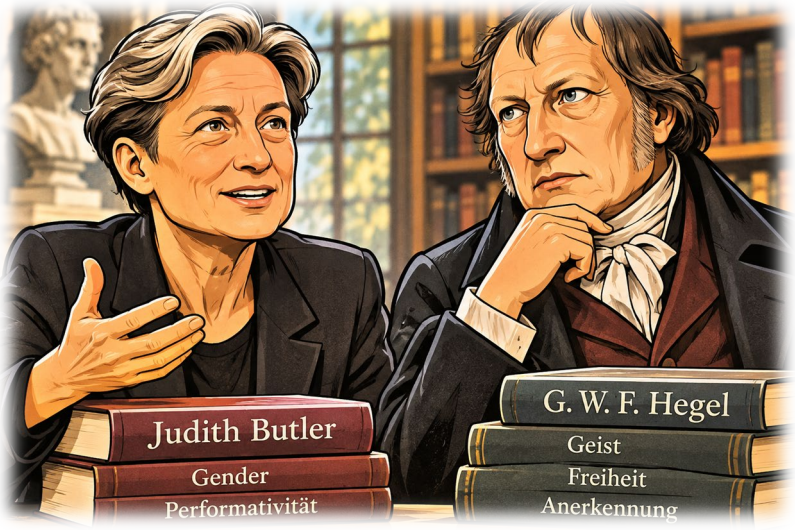
Diese Erfahrungen habe ich als Kind in einer Familie gemacht, ich bin froh und dankbar für diese Gütergemeinschaft und das Vertrauen, mit dem wir in unserer Familie zusammen über Silber und Gold auf dem Weg zu diamantenen Siegerehrungen sind. Wollt ihr, die nachkommenden Generationen, das wirklich aufgeben und völlig individual unterwegs sein?

Vor allem auch bezüglich der Sexualität sollten sich vor allem die jungen Männer echt fragen, was sie wollen. Bilder verehren, vor dem Handy sitzen,

oder lernen die sprichwörtlichen Arschbacken zusammenzukneifen, sich zu entfalten und zu entwickeln und so die Möglichkeit zu haben, eine Frau, die das will, glücklich zu machen.

Doch die zwei Welten der unterschiedlichen Geschlechter soll nun nicht das Thema sein.

In der Soziologie gibt es dazu durchaus interessante Überlegungen. Ich denke etwa an Niklas Luhmann und seine Vorstellung sozialer Systeme. Unsere Kommunikation, unsere Gewohnheiten und die gesellschaftlichen Zusammenhänge, in denen wir uns bewegen, prägen unsere Wahrnehmung. Auch Judith Butler ist mit ihrer Theorie vom Abject in diese Richtung gegangen, für meinen Geschmack zumindest so weit ich sie verstanden habe, etwas zu weit.



Ich werde von meiner Umwelt geprägt und ich präge die Umwelt der anderen, dabei werde ich als Christ aber eben niemals den Blick auf das Wesentliche verlieren, was leider den Philosophien nach Hegel und seinem Karfreitag oft passiert.

Aber ich möchte aus diesem Schreiben hier jetzt keine wissenschaftliche Abhandlung oder einen philosophischen oder Theologischen Höhenflug werden lassen. Das überlass ich lieber Menschen vom Typ Johannes mit dem Adler. Mir geht es vielmehr um ein paar Beobachtungen aus meinem Alltag als Dorfpfarrer. Und um die Frage, in welcher Welt wir eigentlich leben wollen.

Die Red-Bull-Dose auf 3000 Metern

Besonders interessant wird diese Frage für mich beim Tourismus. Was suchen Menschen eigentlich, wenn sie in die Ferien fahren? Wollen sie eine andere Welt kennenlernen? Oder nehmen sie einfach ihre eigene Welt mit und verlegen sie für ein paar Tage an einen schöneren Ort?

Doch irgendwie habe ich heutzutage das Gefühl, dass viele Menschen statt in der Tiefen Verwurzelung ihrer Kultur zu leben, lieber an der Oberfläche einer globalkapitalistischen Einheitsbreikultur herum zu leben.

Einmal habe ich recht weit oben in den Bergen, weitab von irgendwelchen Wegen, eine Red-Bull-Dose gefunden.



Ich vermute, sie stammte von einem Skitourengänger. Vielleicht war es jemand mit einer grossartigen Ausrüstung, den neuesten technischen Möglichkeiten und dem Wunsch, die ursprüngliche Bergwelt zu erleben.

Und dann liegt da oben seine Red-Bull-Dose.

Natürlich weiss ich nicht, wer sie zurückgelassen hat. Vielleicht ist sie jemandem versehentlich aus dem Rucksack gefallen. Vielleicht hat sie auch ein Pilot zum Fenster heraus geworfen, vielleicht stammt sie von Ausserirdischen und sie ist nicht gut verglüht …. Aber irgendwie erschien mir diese Dose wie ein kleines Symbol.

Da steigt jemand in eine gewaltige, ursprüngliche Naturwelt hinauf und bringt doch ein Stück unserer Konsumwelt mit.

Und zerstört damit eben genau die andere Welt, der er doch eigentlich dort oben begegnen wollte.

Menschen und ganze Generationen lassen einfach zu viel Müll und Schulden zurück, das macht mich traurig.

Doch leider bin ich eben auch selbst Teil einer Generation, die das gerade macht. Nur im Unterschied zu anderen Generationen haben wir eben in unserem System keine politische Mehrheiten und zu viele angepasste Zeitgenossen, die den Blick fürs Wesentliche verloren haben und die Kämpfe der Alten weiterkämpfen.

Aber das ist eben auch wieder nur meine beschränkte Wahrnehmung, aus meiner ganz persönlichen beschränkten Welt und soll also kein Urteil und auch keine Deutung der Zeichen unserer Zeit mit Wahrheitsanspruch sein.

Vielleicht würde ich den einen oder anderen Gedanken auch besser für mich behalten.

Damit ist die Frage verbunden.

Muss ich eigentlich meine Welt überallhin mitnehmen? Oder darf ich mich gelegentlich auch einmal auf die Welt einlassen, in die ich gerade gekommen bin?

Vor allem wenn wir Christen einmal wirklich in den Himmel wollen, müssen wir die Bereitschaft schon aufbringen, unsere alte Welt zurückzulassen.

Die grosse Welt in einem kleinen Kästchen

Unser Handy macht es uns heute unglaublich einfach, unsere persönliche Welt überallhin mitzunehmen.

Ich habe meine Kontakte dabei, meine Nachrichten, meine Unterhaltung, meine gewohnten Informationsquellen. Ich kann drei Stunden todschlagen und sinnlose Filmchen anschauen, ganz gleich, ob ich zu Hause sitze, nach Mallorca geflogen bin oder mich irgendwo in den Schweizer Bergen befinde. Ich kann immer und überall Bilder machen.

Aber bin ich dann eigentlich noch gereist? Natürlich habe ich meinen Aufenthaltsort verändert. Vielleicht habe ich sogar ein paar schöne Fotos gemacht. Aber habe ich wirklich etwas erlebt? Bin ich einer anderen Welt begegnet? Oder habe ich lediglich meine eigene kleine Blase an einen anderen Ort transportiert?

Das Handy ist zweifellos ein faszinierendes Instrument. Ein kleines Kästchen, das uns mit der grossen weiten Welt verbindet. Aber dieses Kästchen ist eben nicht die grosse weite Welt.

Die wirkliche Welt beginnt für mich dort, wo ich anderen Menschen begegne. Wo ich die Natur wahrnehme, wo ich etwas rieche, höre, spüre. Wo mich etwas überrascht und wo vielleicht auch einmal etwas anders läuft, als ich es mir vorgestellt habe.

Vielleicht braucht es dazu auch ein paar Tage Zeit, vielleicht muss ich auch öfters einmal am selben Ort gewesen sein, um den Menschen zu begegnen.

Doch in den Golf Ressorts, wo sich zum Beispiel auch Banker und Manager austoben, die ganze Unternehmen, unsere Schweizer CS zum Beispiel, heruntergewirtschaftet und zerstört haben, in den globalkapitalistischen Blasen, hinter deren Zäunen Armut und Hunger herrschen, denen gelingt es wahrscheinlich nicht aus ihrer Blase noch wirklich heraus zu schauen. Gerne lass ich mich hier ein besseres Belehren. Ich möchte einzelnen CS Mitarbeitern damit nicht zu nahe drehten, auch gab es in meinen Augen politische Fehlentscheidungen, die zum Untergang der CS geführt haben. Dennoch frage ich mich, ob es ein wohlverdienter Ruhestand ist, wenn

Kadermitarbeiter der CS heute in Sauss und Braus um die Welt jetten, noch immer von ihren Abfindungen und Boni leben, während andere arbeitslos geworden sind und Ausbildungsplätze und Zukunft, ja, eine ganze Schweizer Traditionsbank verloren gegangen ist.

Damit kann ich manche Jungen schon verstehen, wenn sie auf die Barrikaden gehen und sich vom teuflischen Sozialismus verführen lassen.

Es darf unterschiedliche Welten Geben, die High Society und Golf Clubs. Ich selbst möchte lieber weniger mit diesen Welten zu tun haben. Ich bin gerne ein Banause. Hab das Essen einmal in unserem wohl teuersten Restaurant in Vals zwar durchaus gemocht und wusste die Einblicke in dies neue kulinarische Welt durchaus auch zu schätzen, richtig wohl gefühlt habe ich mich in dieser Welt aber nicht. Die überlasse ich gerne anderen, die mehr können als ich, die mehr Verantwortung tragen können als ich.

Für jeden seine Welt. Aber eben für uns Alle: Verantwortung vor einem Gott, vor der Liebe, der uns kennt, der uns liebt und der möchte, dass wir etwas von seiner Welt, vom Reich Gottes hier auf Erden Wirklichkeit werden lassen.

So ist es nicht zu spät und wenn es gelingt, endlich wieder der Aufgabe der Katholischen Kirche gerecht zu werden und den Menschen ein schlechtes Gewissen zu machen, wenn sie dadurch zu einer Änderung ihres Verhaltens, zu einem schonenderen Umgang mit dem Klima und unserer gemeinsamen Mutter Erde eingeladen werden und wenn sie sich vielleicht auch noch zu einer kleinen Spende für meine Pfarreiarbeit bewegen lassen, dann wäre die Welt in meinen Augen schon ein ganz grosse Stück besser. 😉😀🤑

Und wenn sich solche Menschen nun betupft fühlen und aus einer Kirchgemeinde im Steuerparadies am Zürichsee austreten, dann bitte ich meinen Mitbruder dort dafür herzlich um Entschuldigung!

Ein lautes «Grüezi wohl!»

Hier in Vals gibt es eine Lebensart, die ich inzwischen sehr schätzen gelernt habe. Wenn man jemandem am Dorfplatz begegnet, grüsst man sich. Manchmal bleibt man kurz stehen, tauscht ein paar Worte aus und erfährt dabei vielleicht sogar etwas Interessantes.

Auch manche Gäste haben längst entdeckt, dass ein freundliches Gespräch mit einem Einheimischen eine ausgezeichnete Informationsquelle sein kann.

Natürlich möchte ich jetzt nicht, dass jeder Tourist mit jedem Valser ein ausführliches Gespräch beginnt. Sonst kämen wir irgendwann zu nichts anderem mehr! Aber ein freundlicher Gruss, ein kurzer Blick in die Augen, vielleicht ein Lächeln – das wäre doch schon etwas, vor allem dann, wenn man sich irgendwo an einem abgelegenen Ort in den Bergen trifft.

Nun verändert sich unsere Welt natürlich auch hier. Manchmal laufen Menschen an mir vorbei, die ganz in ihr Handy vertieft sind. Andere sausen auf ihren E-Scootern vorbei. Und gelegentlich habe ich den Eindruck, dass die Umwelt und die liebe Frau am Dorfplatz und ihr Mann, dabei kaum noch wahrgenommen wird.

Ich muss gestehen, manchmal versuche ich dann ganz bewusst, diese kleine Welt zu durchbrechen. Wenn ich jemanden kenne, der mir häufiger begegnet und meistens nur auf sein Handy schaut, rufe ich schon einmal etwas lauter: «Grüezi wohl!»

Vielleicht gelingt es mir ja, diesen Menschen wenigstens für eine Sekunde aus seiner kleinen Blase herauszuholen. Aus seinem gebückten Gang, hin zu einer aufrechten Haltung zu ermutigen.

Dabei geht es mir nicht darum, jemanden zurechtzuweisen. Ich bin selbst oft genug mit meinen Gedanken ganz woanders und übersehe vermutlich gelegentlich auch einen freundlichen Gruss.

Und auch ich stehe manchmal im öffentlichen Raum und schaue aufs Handy, mache ein Foto.

Aber ich möchte nicht in einer Welt leben, in der wir immer nur wie Zombies aneinander vorbeilaufen, ohne uns überhaupt noch als Mitmenschen wahrzunehmen.

Müssen wir alle zu Borg werden?

Wenn ich darüber nachdenke, wie sehr manche Menschen inzwischen mit ihrer Technik verschmelzen, kommt mir unwillkürlich eine alte Science-Fiction-Serie in den Sinn: Star Trek.

Vielleicht erinnern sich manche noch an die Borg. Das waren Wesen, halb biologisch, halb Maschine, die miteinander zu einem einzigen Kollektivbewusstsein verbunden waren. Jeder Einzelne hatte seine Individualität und weitgehend auch seinen eigenen Willen verloren.

Auch mein grosser Held aus Kindertagen, Captain Jean-Luc Picard, wurde einmal von den Borg assimiliert. Er wurde zu Locutus von Borg, einem Werkzeug dieses Kollektivs, das sogar sein Wissen gegen die eigene Mannschaft und die Menschheit einsetzte. Schliesslich gelang es seiner Mannschaft, ihn zu befreien.

Patrick Stewart, der diesen Captain Picard verkörperte, ist am vergangenen Mittwoch, dem 28. Oktober, im Alter von 86 Jahren gestorben.

Das hat mich wirklich traurig gemacht. Für manche war er vielleicht einfach ein Schauspieler aus einer alten Fernsehserie. Für mich war er einer meiner grossen Kindheitshelden. Ich muss schon sagen, sein Tod reisst mir irgendwie ein kleines Stück aus dem Herzen.

Zwar haben mich die letzten Folgen von Star Trek: Picard nicht mehr durchgehend so begeistert. Vielleicht war da gelegentlich auch etwas zu viel modernes Hollywood und zu wenig Shakespeare im Spiel. Aber das ändert nichts daran, was dieser Schauspieler und seine Figur mir bedeutet haben.

Und ich finde, dass in diesen vermeintlichen Kindergeschichten schon vor über dreissig Jahren erstaunlich tiefgründige philosophische Fragen behandelt wurden.

Was macht den Menschen eigentlich zum Menschen? Was bedeutet Freiheit? Wie weit dürfen wir mit Maschinen verschmelzen, ohne unsere Individualität zu verlieren? Das sind heute keine reinen Science-Fiction-Fragen mehr.

Natürlich werden wir nicht gleich zu Borg, nur weil wir ein Handy benutzen. Aber die Frage bleibt: Beherrschen wir unsere Technik, oder lassen wir uns zunehmend von ihr beherrschen?

Ich selbst diktiere gerade einer künstlichen Intelligenz meine Gedanken. Und ich finde das eine grossartige Möglichkeit! Ich muss nicht mehr alles mühsam auf der Tastatur eintippen. Ich kann meine Gedanken entwickeln, während ich spreche, und habe anschliessend eine Grundlage für einen Aufsatz.

Allerdings muss ich auch aufpassen, dass ich nicht irgendwann mehr Zeit mit dem Diktieren solcher Aufsätze verbringe als mit den Menschen, über die ich schreibe! Vielleicht sollte ich mich da gelegentlich wieder etwas zurücknehmen.

Aber grundsätzlich bin ich überzeugt, dass wir die neuen technischen Möglichkeiten nutzen sollten. Gerade die junge Generation hat durchaus recht, wenn sie fordert, dass sich auch die Schule und unsere Formen des Lernens verändern müssen. Wir können nicht einfach in der alten Welt stehen bleiben.

Andererseits sollten wir auch nicht jede neue Möglichkeit gleich vergötzen und dabei alles geringschätzen, was bisher gut gewesen ist.

«Prüft alles und behaltet das Gute», schreibt der Apostel Paulus im ersten Thessalonicherbrief. Ich finde, das ist ein ausgesprochen zeitgemässer Auftrag.

Und für mich heisst das, dass ich mich schleunigst einmal hinsetzten muss und den Liedtext von Schneeluft handschriftlich abschreiben sollte, um ihn zu lernen.

Ein Sonntagnachmittag in der Therme

Gestern hatte ich nach dem Gottesdienst noch gemütlich mit einigen Leuten beim Apéro in der Alpenrose zusammengesessen und denen, die auch noch zum Mittagessen geblieben sind, einen guten Appetit gewünscht. Anschliessend veröffentlichte ich noch einen Aufsatz und beschloss, mir nun etwas Erholung zu gönnen.

Ich ging in die Therme.

Dafür nehme ich mir gerne drei Stunden Zeit. Ich habe dort nämlich meinen ganz eigenen Ablauf entwickelt. Und ich muss gestehen, dass ich manchmal schon etwas traurig bin, wenn mir etwas dazwischenkommt.

Zum Beispiel wie gestern geschehen: Ein von Zürcher Studenten belagertes Kaltwasserbecken. Doch auf meine freundliche Frage, ob ich mich noch zu den dreien dazu gesellen darf, habe ich eine freundliche Reaktion und genügend Platz bekommen um mich beim kollektiven Frieren im 14 Grad warmen Wasser zu beteiligen. Manchmal haben die Engel offenbar andere Pläne und so durfte ich eine junge Lehrerin, einen Sozialpädagogikstudenten und eine jungen Mann kennen lernen, dessen Cousine hier bei uns in der Therme arbeitet. Und so startete ich nicht wie sonst üblich gleich mit dem Rosenkranz sondern führte eine kurze Unterhaltung.

Noch zuvor, als ich mich der Therme genähert hatte, habe ich an eine kleine Begegnung mit einer Katze denken müssen, die ich dort vor einiger Zeit erlebe haben dürfen.

Sie sass damals in der Nähe des Eingangs. Angefreundet hatten wir uns schon früher. In meinem kleinen Aufsatz «Erscheinungen in der Therme» erzähle ich davon. Ich sollte also vielleicht besser sagen: Sie hatte beschlossen, mich als ihren Freund anzunehmen.

Jedenfalls war sie auf mich zugekommen, ist mir um die Beine gestrichen und hatte mich auf ihre ganz eigene Art ein wenig abgetrocknet.

Als ich sie nach diesem Erlebnis eben einmal vor der Therme am Eingang getroffen hatte, da habe ich sie damals sogar fotografiert und das Bild in meinen WhatsApp-Status gestellt.

Inzwischen kenne ich diese Katze also schon ein wenig. Und sie mich vielleicht auch.

Während ich mich nun auf den Weg zum Eingang machte, dort wo die Kathe einst gesessen hatte, da hörte ich plötzlich eine Stimme. Zunächst achtete ich nicht besonders darauf. Ich dachte, irgendwo würden sich zwei Menschen unterhalten. Dann wurde mir aber klar, dass da offenbar jemand meine Hilfe brauchte.

Ein Autofahrer mit Zürcher Kontrollschild hatte sich zur Hotelzufahrt verirrt und suchte den Parkplatz der Therme.

Nun muss ich etwas vorsichtig sein, wie ich das beschreibe. Sein Auto war nicht gerade eines jener besonders vornehmen Fahrzeuge, die man gelegentlich vor dem stilvoll gestalteten Hoteleingang sieht. Zwischen den Mercedes mit ihren niedrigen Bündner Kontrollschildnummern wirkte es eher etwas bescheiden.

Ich hatte den Eindruck, dass der Mann selbst schon gemerkt hatte, dass er hier vermutlich am falschen Ort gelandet war. Das Tor stand offen, und offenbar funktionierte etwas nicht so, wie es sollte.

Ich erklärte ihm also, wie er zum richtigen Parkplatz gelangen konnte. Er bedankte sich, und ich setzte meinen Weg fort.

Eigentlich keine besonders bemerkenswerte Begegnung. Aber immerhin: Ein Mensch hatte eine Frage, ein anderer konnte ihm weiterhelfen. Und ich weiss nicht wie es Ihnen geht: bei mir hinterlässt es ein gutes Gefühl, wenn ich helfen kann.

Mein bester Freund aus Kindheitstage hat mir aufgrund dieser Charaktereigenschaft einmal ein Buch mit dem Titel «Helfersyndrom» geschenkt. Vermutlich braucht es andere Charaktereigenschaften um die deutsche Industrie herunterzuwirtschaften… Nein Spass beiseite. Ich möchte hier sicher keine Freundschaft riskieren. Das Buch habe ich tatsächlich mit Gewinn gelesen und sehe darin tatsächlich eine Gefahr bei unserem Christlichen Glauben, wenn wir hilfsbedürftige Menschen brauchen, um uns damit ein Stückchen grösser zu fühlen, um Anerkennung zu bekommen.

Ein Kompliment und seine Folgen

An der Rezeption der Therme kam ich anschliessend mit den Angestellten ins Gespräch. Dabei erfuhr ich auch, dass das Tor tatsächlich defekt war. Der Zürcher hatte sich also nicht einfach nur ungeschickt angestellt.

Wir unterhielten uns freundlich. Wir sprachen über ein Fotoshooting und als eine der drei Frauen sagte, dass ihr Gesicht unbezahlbar und sie für Fotoshootings nicht empfänglich sei, hatte ich schon das Gefühl, dass sie am Fischen war und machte ihr ein Kompliment in dem ich das bestätigte.

Nur dummerweise, waren die anderen beiden Frauen glaube ich schon bei dem Shooting beteiligt gewesen.

Wieder einmal eine der Situationen, in denen man als Mann meines Jahrgangs nicht mehr ganz sicher ist, ob man gerade etwas besonders Freundliches oder etwas ausgesprochen Unüberlegtes gesagt hat.

Ich bin schliesslich von der 68er-Generation erzogen worden. Da hat man schon gelernt, dass man seine traditionellen männlichen Rollenbilder gelegentlich hinterfragen sollte. Das halte ich grundsätzlich auch für richtig.

Aber darf ich einer Frau heute noch sagen, dass sie hübsch ist? Und wenn ja: Was mache ich mit den beiden anderen Frauen, die danebenstehen? Die sind schliesslich auch hübsch!

Ich glaube, ich bemerkte selbst, dass ich mich da gerade in eine etwas verzwickte Situation hineinmanövriert hatte. Also versuchte ich mich herauszureden.

Ein Kompliment für einen Menschen sei doch noch lange kein negatives Urteil über alle anderen, erklärte ich sinngemäss.

Ob ich damit die Situation entschärft oder erst recht verschärft habe, weiss ich allerdings nicht.

Vielleicht sollte ich gelegentlich wieder meinen Ethikprofessor konsultieren. Obwohl ich befürchte, dass er mir die Verantwortung für meine Komplimente auch nicht abnehmen würde.



Jedenfalls beschäftigte mich die Frage noch einen Augenblick. Ist es eigentlich besser, gelegentlich ein Kompliment zu viel zu machen und dabei vielleicht auch einmal danebenzuliegen?

Oder verzichten wir irgendwann ganz auf solche freundlichen Worte, weil wir Angst haben, dass irgendjemand etwas daran auszusetzen haben könnte?

Ich hoffe jedenfalls, dass alle drei Frauen unser Gespräch ebenso freundlich in Erinnerung behalten haben wie ich. Und dann war ich endlich dort, wo ich eigentlich hinwollte und grüsste den Ehemann der Frau, die ich mit einem Kompliment beglückt hatte ganz ohne schlechtes Gewissen und recht freundlich. Die Privilegien eines Pfarrers.

Meine eigene kleine Welt

Im warmen Wasser der Therme kann ich wunderbar abschalten. Besonders gerne stelle oder lege ich mich unter den kräftigen Wasserschwall und lasse mir die Schultern und den Nacken massieren.

Dort sitzen bei mir nämlich gelegentlich ganz ordentliche Verspannungen. Und nach einer anstrengenden Bergtour kommt vielleicht noch etwas Muskelkater hinzu.

Dann ist es herrlich, einfach im warmen Wasser zu sein und zu spüren, wie die Muskeln langsam wieder lockerer werden. Manchmal lasse ich mir auch die Füsse und Beine massieren.

Auf dem Weg zu den Düsen habe ich meine Schwimmbrille auf, tauche und betrachte die schönen Steine. Diese grossartigen Steinplatten, die Peter Zumthor hier zu einer ganz eigenen Welt zusammengefügt hat. Am liebsten habe ich nach einem Tauchgang aber immer das Auftauchen, ich kann wieder atmen und die wunderbar gefasste Natur und auch Willis neuen Stall bewundern.

Und gelegentlich schaue ich einfach nach oben. In den Himmel. Zu den Wolken. Oder zu den Bergen, die rund um die Therme aufragen.

Gestern kam zwischendurch sogar die Sonne hervor. Für einen Augenblick wurden die Berge beleuchtet, und ich konnte das Höreli mit seinem Kreuz sehen. Da war ich einfach nur zufrieden.

Ich glaube, genau das ist einer der Gründe, weshalb ich diese Therme so schätze. Hier darf ich einmal ganz in meiner eigenen Welt sein. Und ich nehme mir diese Freiheit auch ganz bewusst heraus.

Das gehört für mich übrigens ebenfalls zur Gastfreundschaft und zum respektvollen Umgang miteinander: dass wir einander gelegentlich auch in Ruhe lassen.

Gerade in einer Therme oder Sauna wäre es ja ausgesprochen unangenehm, wenn jeder ständig die anderen Gäste beobachten oder mit ihnen ins Gespräch kommen wollte.

Man muss nicht überall gleich in die Welt des anderen eindringen. Manchmal gehört es sich einfach, bei sich zu bleiben.

Vielleicht ist es sogar eine der grossen Leistungen dieser Architektur, dass Peter Zumthor Räume geschaffen hat, in denen man sich zurückziehen kann, obwohl man gleichzeitig mit vielen anderen Menschen zusammen ist.

Man kann gewissermassen seine Zimmertür schliessen, ohne tatsächlich allein zu sein.

Auch würde ich mir wünschen, dass die Preisgestaltung und die Verteilung des Kapitals in Zukunft wieder vermehrt dazu führt, dass an solchen Orten vor allem gut erzogene, ausgebildete und höfliche Menschen anzutreffen sind.

Ich für meinen Teil versuche es wenigstens, mich ein wenig den Menschen dort anzupassen. Doch wie ich schon bei meinen Erscheinungen in der Therme geschrieben hab, heisst das für mich eben nicht, dass ich mir für meinen Thermenbesuch ein teures Parfüm kaufe oder einen Stringtanga. Diesbezüglich kann ich leider nicht gut beurteilen, ob meinen Mitmenschen auch wirklich gefallen würde, was ich ihnen da zeige, da lass ich es lieber bei meiner in Deutschland produzierten Badehose, die eben deswegen gerade nichts für Affen ist.

Aber zurück von Trigema zu einem anderen Tier:

Die Katze am Beckenrand

Während ich mich also weiterhin von meinem Wasserschwall massieren liess, bemerkte ich irgendwann, dass sich am Rand des Aussenbeckens etwas Interessantes abspielte.

Dort war eine Familie mit Kindern. Und die Kinder hatten offenbar eine Katze entdeckt. Als ich genauer hinschaute, erkannte ich sie wieder.

Es war tatsächlich jene Katze, die ich schon von meinen früheren Begegnungen kannte!

Nun sass sie am Beckenrand und liess sich ausgiebig von den Kindern streicheln. Diese hatten offensichtlich ihre helle Freude daran.

Ich beobachtete das eine Weile, während das warme Wasser weiterhin auf meine Schultern prasselte.

Und dann kam mir eine Idee. Könnte ich den Kindern vielleicht etwas von meiner Welt zeigen?

Ich wusste ja inzwischen, dass diese Katze gelegentlich von sich aus Kontakt zu mir aufnahm. Vielleicht würde sie das wieder tun.

Und vielleicht könnten wir dadurch eine kleine Begegnung miteinander haben, ohne dass ich die Familie einfach ansprechen oder gar stören musste.

Also beschloss ich, ein kleines Experiment zu machen. Ich tauchte ab und kam an den Stufen wieder aus dem Wasser, die aus dem Becken führen.

Ich weiss den Beckenbogen zu schätzen und finde es ein wenig traurig, dass auch ich ihm zu lange zu wenig Aufmerksamkeit geschenkt habe. So tauche ich nun aber mit der Nase an ihm entlang, muss nur ab und zu den Blick heben, damit ich niemanden an der Wasseroberfläche erschrecke und damit es keinen Zusammenstoss gibt.

Nach dem Tauchgang kommt dann aber das schönste. Manchmal sehe ich noch kurz mein eigenes Spiegelbild bevor ich die Wasseroberfläche durchringe und dann fällt mein Blick auf die wunderschöne Lärche draussen.

Ich habe diesen Baum inzwischen schon oft betrachtet. Und jedes Mal sieht er ein wenig anders aus.

Vor einiger Zeit hatte die herbstliche Verfärbung gerade erst begonnen. Im Inneren der Krone zeigte sich das erste Gelb, während die äusseren Zweige noch weitgehend grün waren.

Nun war das Gelb schon viel weiter nach aussen gewandert. Es ist faszinierend, wie sich dieser Baum langsam verändert. Nicht von einem Tag auf den anderen. Sondern Schritt für Schritt, beinahe unmerklich.

Und gerade weil ich ihn immer wieder sehe, kann ich diese Veränderung wahrnehmen.

Vielleicht ist das auch einer der Gründe, weshalb ich inzwischen manchmal etwas ungehalten werde, wenn ich unser Tal verlassen muss. Kaum bin ich zwei Tage fort, hat sich wieder etwas verändert!

Es hat schon seinen besonderen Reiz, an einem Ort zu bleiben und die Veränderungen der Natur wirklich mitzuerleben. Anstatt wie wild geworden durch die unterschiedlichen Jahreszeiten auf der ganzen Erde zu jetten und anderen Menschen den Himmel und die Zukunft mit ihren Abgasstrahlen zu zerstören.

Wer nur einmal kurz vorbeikommt, sieht vielleicht eine wunderschöne gelbe Lärche und macht ein Foto. Wer den Baum aber über Wochen beobachtet, sieht mehr.

Er sieht nicht nur einen Zustand, sondern eine Entwicklung. Ein kleines Stück Leben.

Und wenn ich ganz grosses Glück habe, wird mir dort draussen gelegentlich sogar noch ein Eichhörnchen geschenkt. Das sind dann für mich richtige Höhepunkte.

Vielleicht klingt das etwas bescheiden. Aber ich finde, es sind gerade solche Beobachtungen, die einen Ort mit der Zeit zur Heimat machen und in uns ein Gefühl erzeugen, das ich jedem Menschen von Herzen wünsche und das eben in die Ewigkeit hineinreicht.

Jetzt, gerade aufgetaucht aus dem Wasser, fühlt sich die Entscheidung erst einmal wenig angenehm an. Vielleicht so ähnlich wie nach einer Geburt. Draussen war es nämlich ziemlich kühl. Und mein Handtuch hatte ich natürlich nicht dabei. Auch wusste ich noch gar nicht, ob mein Plan funktionieren würde.

Aber die Sonne zeigte sich gerade wieder ein wenig zwischen den Wolken. Ich schaute noch einmal hinauf zur Lärche, stieg aus dem Wasser und setzte mich dann ganz gemütlich auf das kleine Steinmäuerchen an der Wand. Ein bisschen kalt war es schon.

Die Katze sass immer noch bei den Kindern. Ich schaute kurz zu ihr hinüber. Unsere Blicke begegneten sich. Dann wandte ich mich wieder der Landschaft zu, von der ich in die nördliche Richtung blickend, nur wenig zu sehen bekam. Doch ein schöner Baum ist dort auch zu sehen und auch die Wolken zeichneten heute wieder einmal ein schönes Bild an den Himmel.

Ich wollte die Katze ja nicht zu irgendetwas drängen. Schliesslich hatte ich inzwischen gelernt, dass man nicht unbedingt jede fremde Katze streicheln muss. Manchmal reicht es, einfach da zu sein.

Und tatsächlich dauerte es gar nicht lange. Die Katze schaute noch einmal zu mir hinüber. Dann stand sie auf. Und kam zu mir!

Ich muss gestehen, mein Ego war in diesem Augenblick durchaus ein wenig geschmeichelt.

Da hatte diese Katze eine ganze Familie zur Verfügung, die sie liebevoll streichelte. Und trotzdem entschied sie sich nun für mich!

Sie lief um meine Füsse herum und begann, sich daran zu reiben. Fast sah es so aus, als wollte sie mich abtrocknen.

Die Kinder beobachteten das interessiert. Und ich glaube, sie hatten durchaus Freude daran, dass die Katze nun auch mit mir Bekanntschaft machte.

Vielleicht hatten sie ja sogar verstanden, was ich mit meinem kleinen Experiment hatte zeigen wollen. Dass eine Katze eben ein freies Lebewesen ist, das seine eigenen Entscheidungen trifft.

Aber dann nahm die Angelegenheit eine unerwartete Wendung. Die Katze begann plötzlich, meinen Fuss abzulecken!

Damit hatte ich nun wirklich nicht gerechnet. Ich erschrak und stiess einen ziemlich deutlichen Laut des Ekels aus. Die Kinder brachen in Gelächter aus. Und ich musste natürlich ebenfalls lachen.

Da sass ich nun, der Herr Dorfpfarrer, auf einem kalten Steinmäuerchen, liess mir von einer Katze die Füsse ablecken und sorgte damit für die Unterhaltung einer Familie, die ich überhaupt nicht kannte. Doch für mich hatte die Katze damit eine klare Grenze überschritten und das machte ich ihr auch klar. Ich liess sie dort sitzen und ging schnell in die Therme. Mir war ja auch kalt.

Eigentlich eine ziemlich absurde Situation. Aber irgendwie fand ich sie wunderschön.

Wir hatten einander nicht vorgestellt. Wir wussten nichts voneinander. Und trotzdem war da plötzlich eine kleine Verbindung entstanden.

Zwei unterschiedliche Welten hatten sich für einen Augenblick berührt. Menschen hatte zusammen Freude und haben gelacht, ohne Ein Wort miteinander zu wechseln.

Wobei die eigentliche Vermittlerin natürlich die Katze gewesen war.

Ein bekanntes Gesicht im Wasser

Nachdem ich mich von meiner vierbeinigen Masseurin verabschiedet hatte, kehrte ich wieder ins kalte Wasser zurück.

Keine Zürcher! Alles frei!

Ich genoss noch eine Weile die besondere Atmosphäre der Therme. Betete den Rosenkranz und kam dabei gerade nachdem Jesus geboren war aus dem heissen Wasser.

Da kam mir ein Pärchen entgegen. Der Mann kam mir bekannt vor. Ich schaute noch einmal genauer hin. Tatsächlich! Das war doch mein Zürcher von vorhin!

Jener Autofahrer, der sich bei der Parkplatzsuche zur Hotelzufahrt verirrt hatte. Nun war er zusammen mit seiner Freundin in der Therme angekommen.

Ich musste schmunzeln. Und natürlich konnte ich es mir nicht verkneifen, ihn anzusprechen. «Haben Sie Ihren Parkplatz inzwischen gefunden?»

Ich glaube, er war ziemlich überrascht. Vielleicht war er ohnehin noch ganz damit beschäftigt, diese aussergewöhnliche Architektur auf sich wirken zu lassen.

Und nun sprach ihn mitten in diesem Kunstwerk plötzlich wieder jener Mensch an, der ihm draussen den Weg erklärt hatte. Und der erinnerte sich sogar noch an ihn!

Wir wechselten ein paar freundliche Worte. Das war eigentlich schon alles. Aber ich habe mich über diese Begegnung wirklich gefreut.

Und ich könnte mir vorstellen, dass auch für den Zürcher etwas davon geblieben ist.

Vielleicht hat er sich gedacht: Hier bin ich nicht einfach irgendein anonymer Tourist. Hier erinnern sich die Menschen manchmal noch aneinander.

Ob er das tatsächlich so empfunden hat, weiss ich natürlich nicht. Doch sein freundliches Lächeln deutete schon darauf hin.

Gottseidank hatte dieser Zürcher am kalten Wasser aber kein Interesse, so dass es nach dieser kurzen Unterbrechung auch gleich mit der Aufopferung im Tempel für mich weiter ging.

Eine Uhr, die man kaum sehen darf

Eine kleine Beobachtung aus der Therme muss ich allerdings noch nachtragen. Dort gibt es eine Uhr, die so unauffällig gestaltet ist, dass man sie beinahe übersieht.

Ich vermute, eine auffällige Bahnhofsuhr hätte nicht unbedingt in das architektonische Gesamtkonzept Peter Zumthors gepasst. Vielleicht soll man in der Therme ja gerade die Zeit vergessen. Eigentlich ein schöner Gedanke!

Allerdings musste ich gestern noch rechtzeitig zum Rosenkranz in der Kirche zurück sein. Und da war ich dann doch froh, dass es diese Uhr gab. Oder besser gesagt: dass es sie normalerweise gibt.

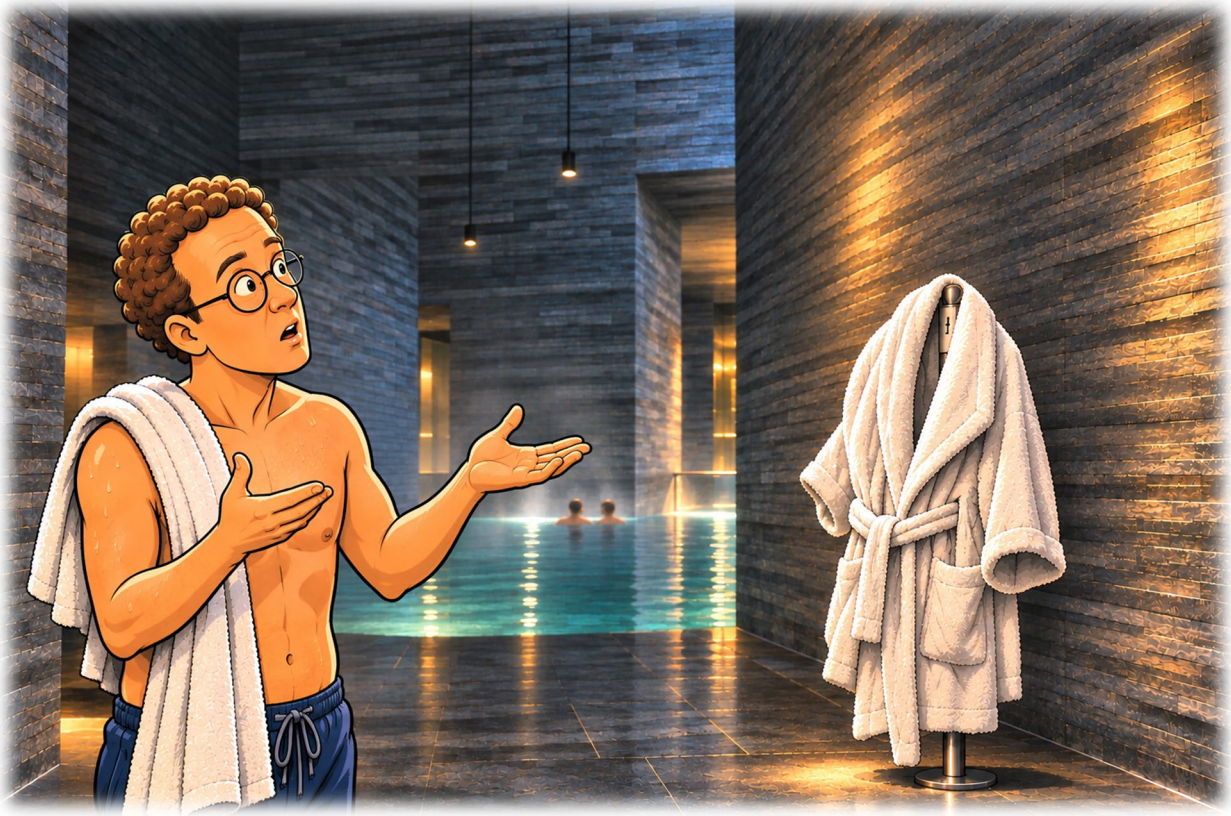
Denn jemand hatte seinen Bademantel so darüber gehängt, dass ich die Uhrzeit nicht mehr erkennen konnte.

Im ersten Augenblick hat mich das schon etwas geärgert. War das vielleicht ein bewusster Protest gegen den allgegenwärtigen Zeitdruck? Wohl kaum.

Vermutlich hatte der betreffende Mensch einfach nicht bemerkt, dass sich dort auf der Stange, die er für seinen Bademantel gebraucht hat eine Uhr befand. Vielleicht wusste er auch gar nicht mehr, wie eine analoge Uhr aussieht.

Gut, das ist jetzt vielleicht etwas böse. Aber gerade solche Kleinigkeiten zeigen doch, wie unterschiedlich wir unsere Umwelt wahrnehmen.

Und manchmal frage ich mich, wie oft ich selbst etwas übersehe, das für einen anderen Menschen wichtig wäre.



Was bedeutet eigentlich Gastfreundschaft?

Als ich später über diese kleinen Begegnungen nachdachte, wurde mir bewusst, dass sie eigentlich viel mit jener Frage zu tun hatten, die mich schon länger beschäftigt.

In welcher Welt wollen wir leben? Und welche Welt wollen wir unseren Gästen zeigen?

Ich glaube, Gastfreundschaft beginnt nicht erst dort, wo jemand eine besonders schöne Unterkunft anbietet, eine besonders attraktive Sauna, viele Pistenkilometer oder ein ausgezeichnetes Essen serviert.

Das alles ist natürlich wichtig. Wir haben hier in Vals für ein Dorf unserer Grösse erstaunlich gute Restaurants, unsere Bergbahnen und eine touristische Infrastruktur, die keineswegs selbstverständlich ist.

Und selbstverständlich muss das alles auch finanziert werden. Aber Gastfreundschaft hat für mich noch eine andere Dimension.

Ein Gast ist eben nicht nur ein zahlender Kunde. Er ist zunächst einmal ein Mensch, der für eine gewisse Zeit in unsere Welt kommt.

Und vielleicht ist gerade das unsere besondere Chance. Dass wir ihm nicht einfach nur eine Dienstleistung verkaufen, sondern ihm gelegentlich auch etwas von unserer Lebensweise zeigen.

Nicht aufdringlich. Nicht mit dem Anspruch, dass er nun unbedingt unsere Vorstellungen übernehmen müsste. Sondern einfach dadurch, dass wir ihm freundlich begegnen. Und dass wir umgekehrt auch bereit sind, etwas von seiner Welt kennenzulernen.

Ich denke, wir könnten in Vals durchaus einen eigenen Stil der Gastfreundschaft pflegen. Vielleicht gibt es diesen Stil ja längst, und wir müssen nur darauf achten, dass er nicht verloren geht.

Ich selbst bin als Dorfpfarrer natürlich in einer etwas besonderen Situation. Ich kenne inzwischen viele Menschen im Dorf. Und ich habe vielleicht auch etwas mehr Gelegenheit als andere, mit Gästen ins Gespräch zu kommen.

Aber das verpflichtet mich natürlich auch, mit gutem Beispiel voranzugehen. Jemandem den Weg erklären. Ein freundliches Wort wechseln. Gelegentlich ein Kompliment machen.

Und dabei vielleicht auch einmal riskieren, dass es nicht ganz so elegant herauskommt, wie ich es mir vorgestellt habe.

Natürlich könnte ich auch einfach schweigen. Dann würde ich wenigstens nichts Falsches sagen. Aber wäre unsere Welt dadurch wirklich schöner? Ich glaube nicht.

Vielleicht gehört zu einer lebendigen Kultur der Gastfreundschaft auch ein wenig Mut. Der Mut, aufeinander zuzugehen. Und ebenso die Fähigkeit, den anderen wieder in Ruhe zu lassen.

Denn manchmal möchte ein Mensch eben einfach unter einem warmen Wasserschwall stehen, seine verspannten Schultern massieren lassen und in aller Ruhe eine Lärche betrachten. Und das ist genauso in Ordnung.

Geld und menschliche Fähigkeiten

Damit komme ich noch einmal auf einen Gedanken zurück, der mich schon bei meinem Aufsatz zum Weltspartag beschäftigt hat.

Ich würde mir wünschen, dass wirtschaftlicher Erfolg und menschliche Fähigkeiten stärker miteinander verbunden wären.

Dass also nicht einfach derjenige am meisten erreicht, der sich am rücksichtslosesten durchsetzt, sondern Menschen, die etwas können, Verantwortung übernehmen und zugleich freundlich und aufmerksam mit ihren Mitmenschen umgehen.

Natürlich ist das leichter gesagt als getan. Und ich weiss durchaus, dass Menschen unterschiedliche Begabungen und Möglichkeiten haben.

Ich selbst wäre vermutlich kein besonders guter Bischof. Vielleicht auch kein besonders guter Stadtpfarrer.

Es gibt Menschen, die wesentlich grössere organisatorische Fähigkeiten haben, mehr Dinge gleichzeitig überblicken, sich Namen und Gesichter besser merken können als ich und mit einer Vielzahl unterschiedlicher Aufgaben besser umgehen können als ich.

Ich versuche natürlich, mich weiterzuentwickeln. Aber ich muss nicht unbedingt irgendwo ganz oben in einer Hierarchie stehen.

Ich bin als Dorfpfarrer gut aufgehoben. Und ehrlich gesagt bin ich ausgesprochen froh, Dorfpfarrer sein zu dürfen.

Damit sind natürlich auch Verpflichtungen verbunden. Vielleicht gehört es sogar zu meinen wichtigsten Aufgaben, hier mit gutem Beispiel voranzugehen.

Dazu heisst es für mich neben den alltäglichen Aufgaben auch noch hier im Pfarrhaus, im Büro und auf dem Computer beim Aufräumen und Entrümpeln noch weiter voran zu kommen und mit etwas Glück und Gottes Hilfe auch den jungen Menschen wieder einen Zugang zum sakramentalen Leben zu eröffnen.

Für mich heisst das aber eben im Kleinen anzufangen.

Menschen freundlich zu grüssen. Hilfsbereit zu sein, wenn jemand den Weg sucht. Meine Hilfe anzubieten, ohne aufdringlich zu werden. Und selbst offen zu bleiben für Begegnungen mit anderen Welten.

Denn Gastfreundschaft ist ja keine Einbahnstrasse. Auch wir, die wir hier leben, können von unseren Gästen etwas lernen.

Kann man eine andere Welt in zwei Tagen kennenlernen?

Ich frage mich manchmal, ob wir mit unserer heutigen Art zu reisen nicht etwas ganz Wesentliches verlieren.

Wir fahren für zwei Tage irgendwohin, machen möglichst viele Fotos, besuchen die wichtigsten Sehenswürdigkeiten und reisen dann schon wieder weiter.

Vielleicht haben wir die schönsten Fotomotive erwischt.

Ich glaube, eine andere Welt erschliesst sich uns nicht einfach auf Knopfdruck. Man muss ein wenig in sie eintauchen und dafür reichen zwei drei Tage sicher nicht.

Vielleicht braucht es zuerst etwas Zeit, um überhaupt anzukommen. Um die Stimmung eines Ortes wahrzunehmen. Seine Ruhe, seine Lebendigkeit, vielleicht auch seine Spannungen und Widersprüche.

Man muss nicht alles sofort verstehen. Vielleicht reicht es zunächst, einfach neugierig zu sein.

Und manchmal braucht es eben auch etwas Gelassenheit. Die Bereitschaft, sich überraschen zu lassen, ohne alles im Voraus planen und kontrollieren zu wollen.

Dann kann es geschehen, dass man plötzlich etwas entdeckt, was in keinem Reiseführer steht. Vielleicht ist es ein Gespräch am Dorfplatz. Vielleicht ein freundlicher Mensch, der einem den Parkplatz zeigt. Oder eine Katze, die einem unvermittelt die Füsse ableckt.

In welcher Welt möchte ich leben?

Natürlich stellt sich diese Frage nicht nur unseren Gästen. Sie stellt sich genauso uns, die wir hier in Vals leben.

Da denke ich auch an unseren Valser Brauch des Neujahrswünschens. Wäre es nicht schön, wenn wir die Kinder, die hier aufwachsen ermuntern würden, diesen Brauch kennenzulernen und mitzutragen?

Stattdessen bestellen wir vielleicht Halloweenkostüme aus China und übernehmen ganz selbstverständlich das «Süsses oder Saures». Dabei habe ich überhaupt nichts dagegen, den Vorabend von Allerheiligen zu feiern. Halloween kommt schliesslich von «All Hallows' Eve». Der Brauch hat auch eine Geschichte, die über Irland und die irischen Auswanderer nach Amerika führt. Und die Vorstellung, dass Kinder von Haus zu Haus gehen, etwas zu essen bekommen und dabei auch an die Verstorbenen denken und für sie beten, finde ich durchaus schön. Aber müssen wir dafür unsere eigenen Bräuche vergessen? So begegnen sich Kulturen, statt dass überall nur dieselbe kommerzielle Einheitskultur übrig bleibt.

Welche Lebensweise wollen wir eigentlich pflegen? Wollen wir weiterhin ein Dorf sein, in dem man sich freundlich begegnet? In dem man einen Menschen, den man kennt, auch einmal über den Dorfplatz hinweg grüsst?

Natürlich muss man dabei nicht übertreiben. Ich kann nicht jedes Mal erwarten, dass ein Nachbar, der fünfzig Meter entfernt auf der anderen Seite des Dorfplatzes vorbeigeht, mir begeistert zuwinkt. Das wäre auf Dauer vielleicht auch etwas anstrengend.

Aber wenn man sich in zehn Metern Entfernung begegnet, dann könnte man sich doch wenigstens kurz in die Augen schauen und grüssen.

Mir gelingt das bestimmt auch nicht immer. Und ich möchte niemandem vorschreiben, wie er zu leben hat.

Aber ich kann mich ja selbst fragen, welche Welt ich durch mein Verhalten mitgestalte.

Denn wir leben nicht einfach nur in einer bestimmten Kultur. Wir prägen sie auch. Mit unseren Gewohnheiten, unseren Entscheidungen und unseren täglichen Begegnungen.

Vielleicht beginnt die Veränderung unserer Welt manchmal schon mit einem freundlichen Gruss.

Und vielleicht besteht die eigentliche Kunst des Reisens, des Zusammenlebens und überhaupt unseres Menschseins darin, nicht immer nur die eigene Welt mit sich herumzutragen. Sondern gelegentlich bereit zu sein, sie ein wenig zu öffnen.

Dann fallen mir auf einmal auch wieder die Menschen als Menschen auf, über deren Köpfe ich beim Landeanflug damals auf Johannesburg hinweggeflogen bin.

So möchte ich einladen zur Offenheit.

Für eine andere Lebensweise. Für einen anderen Menschen. Oder eben für eine Katze.

Ich bin jedenfalls gespannt, wie sich unsere kleine Valser Welt in den kommenden Jahren entwickeln wird.

Und ich möchte gerne meinen bescheidenen Beitrag dazu leisten, dass sie eine Welt bleibt, in der Menschen einander noch begegnen und Freud und Leid miteinander teilen.

Am liebsten natürlich mit einem freundlichen «Grüezi wohl!»